Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 34 (1924)
Heft: 11

Artikel: Aus der Welt der Viersinnigen : 1. Teil
Autor: Hepp, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-788678

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus der Welt der Viersinnigen.

Von J. Hepp, Vorsteher der Blinden- und Taubstummenanstalt Zürich.

A. Besitzen die Blinden Seelenkräfte, welche den Sehenden nicht eigen sind?

Am Anfang aller geistigen Entwicklung stehen die Sinneswahrnehmungen. Etwa neun Zehntel derselben werden durch das Auge und ein Zehntel durch das Ohr, die Haut, das Geruchs- und das Geschmacksorgan vermittelt. Diese Feststellung der Psychologen zeigt recht anschaulich, welch überragende Bedeutung dem Auge als Eingangstor zum geistigen Leben zukommt. Auf Schritt und Tritt dringen Tausende von Gesichtseindrücken auf den Sehenden ein, ungewollt und mühelos wie ein unverdientes grosses Glück. Jeder Blick auf das lebensvolle Bild der Heimat im Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, das Pflanzen- und Tierreich, die wunderbare Kleinwelt unter dem Mikroskop, den Himmel mit den Wolken, Sternen, Vögeln und Flugzeugen, das Mienenspiel im menschlichen Antlitz, die Erzeugnisse der bildenden Kunst bietet eine Fülle an Farben und Formen.

Die Netzhaut ist also die Vermittlerin eines gewaltigen Reichtums, der in ununterbrochenem Strome das Denken, Fühlen und Wollen befruchtet. Der Blinde entbehrt diesen Reichtum. Seinem Gehirn steht nur ein kleiner Teil des Bildungsstoffes der Vollsinnigen zur Verfügung. Trotzdem vermag er sich mit der Zeit eine Vorstellung von der Aussenwelt zu machen, die gar nicht so wirklichkeitsfremd und lückenhaft ist, wie vermutet werden könnte.

Staunend nehmen wir wahr, wie Blinde beim Betreten fremder Räume über deren ungefähre Grössenverhältnisse Auskunft geben können, sich ohne fremde Hilfe auf der Strasse zurechtfinden, Bäumen und Laternenpfählen geschickt ausweichen, ohne Zuhilfenahme der tastenden Hände oder des Spazierstockes merken, wann der Weg an einer offenen Haustüre oder Ladentüre, einem Hoftor oder Gartentor vorüberführt und wann die gegenüberliegende Häuserzeile durch eine Seitenstrasse unterbrochen wird. Früher glaubte man, solche Feinheit der Empfindung sei nur möglich, weil der Mangel des Gesichtes durch Gaben anderer Art ausgeglichen sei; man sprach etwa von einem sechsten Sinne, der den Sehenden nicht zur Verfügung stehe. Diese Annahme hat sich als falsch erwiesen. Dem Blinden sind keine

Seelenkräfte eigen, die ihm gewissermassen als Ersatz für das fehlende Augenlicht in die Wiege gelegt worden sind. Im Gegenteil, in manchen Fällen der Blindheit trifft jene alte Erfahrung zu, dass wo ein Glied, leidet, die übrigen Glieder mitleiden. Daraus folgt, dass der gesunde sehende Mensch eher über ein feineres Gehör, ein empfindlicheres Tastgefühl, schärfere Geschmacks- und Geruchsnerven verfügt. Wie erklären sich denn die oben angeführten Wahrnehmungen, die nur auf überdurchschnittlicher Sinnesempfindlichkeit der Blinden beruhen können?

Zunächst sei auf die Bedeutung des Selbsterhaltungstriebes hingewiesen. Schon in frühester Jugendzeit sagen mancherlei unangenehme Erfahrungen dem blinden Kinde, dass es die Aussenwelt, namentlich die nähere Umgebung kennen muss, wenn es den zahlreichen Gefahren, die sein Leben bedrohen, erfolgreich begegnen will. Es hört in und neben der Schule, welch grosse Rolle die Farben und andern Lichterscheinungen für die sehenden Menschen spielen. Es fühlt immer deutlicher, dass es durch den Ausfall an Gesichtswahrnehmungen in eine Sonderstellung hineingedrängt wird, und dass letzten Endes gerade dieses Nebenaussenstehen den Hauptinhalt des Wortes blind ausmacht. Bewusst und unbewusst fühlt es auch, dass es sich in dieser Welt der Sehenden, in die hinein es nun einmal geboren, und für die es erzogen wird, zurecht finden muss. Im reifern Alter kommt das Verlangen nach Bewegungsfreiheit und Selbständigkeit hinzu. Die Hilflosigkeit, die im mangelnden Gesichtssinn begründet liegt, wird lästig empfunden und weckt den Willen zur Selbsthilfe. Und endlich zeigt der Blinde ein deutliches Bestreben, sein Leiden oder wenigstens dessen Nachteile zu verbergen und zu überwinden, um mit den Sehenden in Wettbewerb treten zu können.

Diese von innen wirkenden Kräfte regen den Blinden an, die verbliebenen Sinne aufs höchste anzuspannen und so zu üben, dass sie mit der Zeit unwillkürlich einen Teil der Aufgaben übernehmen, die beim Vollsinnigen durch die Augen gelöst werden. Begabung, Strebsamkeit, Unermüdlichkeit in der Übung der Restsinne und Anpassungsfähigkeit sind — normale Begabung und wirksame Unterstützung durch zweckentsprechende erzieherische Massnahmen während der Schulpflicht immer vorausgesetzt — tatsächlich die wirksamsten Mittel, um den Blinden über sein Unglück hinauszuheben. Das Wunderbare an den ausserordentlichen Leistungen der Blinden liegt also nicht in geheimnisvollen Kräften, die ihm als Geschenk einer ausgleichenden Gerechtigkeit innewohnen, sondern

in der überraschend grossen Fähigkeit der menschlichen Natur, den durch das fehlende Sehvermögen bedingten Ausfall an sinnlichen Eindrücken in weitgehendem Masse vermittelst der Restsinne zu decken.

Die berufensten Stellvertreter des Auges sind das Gehör und das Tastgefühl. Von allen Seiten fängt das Ohr die verschiedenartigsten Schallwellen auf, die das Gehirn des Blinden mit erstaunlicher Geschicklichkeit zu sondern und zu deuten lernt. Und das Tastgefühl, auch Tastsinn oder Hautsinn geheissen, ermöglicht ihm die Gewinnung von Raumvorstellungen und das Lesen der Punktschrift. Das Vorstellungsvermögen des kleinen Kindes reicht zunächst nicht weiter als seine tastenden Händchen. Von diesem engen Raum aus setzt es sich hörend und tastend mit der Umwelt auseinander.

Der Hautsinn ist durchaus nicht auf die Hände beschränkt. Grosse Bedeutung kommt namentlich der Gesichtshaut zu. Die Stirn z. B. ist fähig, Bücher, Bretter und dergl., die ihr unter Ausschaltung von Luftströmen und Wellenstössen genähert werden, schon in Entfernungen von 30, 40 Zentimetern und mehr deutlich wahrzunehmen. Es ist also möglich, grössere Gegenstände zu fühlen, bevor sie mit dem Körper in Berührung kommen, und ohne dass dabei irgendwelche Veränderungen des Luftdruckes festgestellt werden können. Man hat diese merkwürdige Fähigkeit der Haut Fernsinn oder Ferngefühl genannt; Wissenschafter nennen sie auch Annäherungsempfindung. Eingehende Untersuchungen haben ergeben, dass sie Sehenden und Blinden ungefähr in gleicher Stärke eigen ist. Ihr Vorhandensein kommt uns Sehenden nur deshalb selten oder gar nie zum Bewusstsein, weil wir sie nicht brauchen und auch nicht üben.

Die Fähigkeit, auf Distanz wahrzunehmen und ohne fremde Hilfe im Dunkeln sich zurecht zu finden, wird begreiflicher, wenn folgende, von jedem Menschen gelegentlich ausgenützte Erfahrungen vergegenwertigt werden: Wer tagsüber mit verbundenen Augen oder nachts bei lautloser Stille und vollständiger Finsternis im Freien geht, kann mittelst des Geruches und Gehörs mit Sicherheit feststellen, ob der Weg an einem Wald, einem Bauernhof, einem Lebensmittelladen oder einem Gasthofe vorüberführt; aus dem Hallen der Schritte erkennt er, ob er an einer Mauer oder an einer Bretterwand entlang geht, ob er einen engen Gang oder einen weiten Raum betritt. Es sei ferner daran erinnert, dass es gute und schlechte Wärmeleiter gibt, anders gesagt, dass jeder Körper das Bestreben zeigt, seinen

Wärmegrad mehr oder weniger schnell mit dem der Umgebung auszugleichen. Um jeden Gegenstand herum sind also Luftströmungen vorhanden. Diese Strömungen kommen dem Sehenden erst bei riesenhafter Ausdehnung, denken wir z. B. an Eisgrotten, zum Bewusstsein. Der Blinde aber, der scharf aufmerken gelernt hat, ist kraft seines verfeinerten Hautsinnes imstande, selbst kleinste Schwankungen der Luftwärme und des Luftdruckes zu fühlen.

Wie der in der Einöde lebende Naturmensch auf das Wenige, das er beobachten kann, um so genauer achtet, so erwirbt der Blinde, der nicht durch mannigfaltige, immerfort wechselnde Gesichtsbilder abgelenkt wird, mit der Zeit durch unablässige Übung die Fähigkeit, aus den spärlichen Eindrücken, die ihm aus der Umwelt zuströmen, sichere Schlüsse zu ziehen. Er geht den Beziehungen der Hör-, Tast- und Geruchswahrnehmungen zu den ihnen zugrunde liegenden Ursachen nach, überdenkt anhaltend jedes einzelne, an sich vielleicht unbedeutende Ereignis und verbindet es mit frühern Erfahrungen. So lernt er aus dem Dahinschreiten erkennen, ob Männer, Frauen oder Kinder, grosse oder kleine, beleibte oder hagere Leute an ihm vorübergehen; aus dem Klang bewegter Körper schliesst er auf deren Grösse, Gestalt und Stoff, aus dem Schall und dem wechselnden Luftdruck merkt er, ob er sich einer Wand, einer Wegbiegung, einem auf der Strasse stehenden Gegenstand nähert, ob der Raum, den er betritt, hoch oder niedrig, eng oder weit, leer oder voller Möbel steht usw.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der Blinde über genügend Mittel verfügt, um einen kleinen Umkreis einigermassen zu erkennen. Seine Art, die Aussenwelt zu erfassen, ist aber anders als bei uns Sehenden. Wir lassen uns gern vom Schein, dem Gesichte der Welt gefangen nehmen; der Blinde dagegen achtet auf ihre Lebensäusserungen, ihren Atem, ihre Geräusche, ihre Gerüche; seine Sicherheit bei Ausgängen kommt uns nur deshalb rätselhaft vor, weil wir uns bei der Orientierung ganz auf die Augen verlassen. Unsere vom Ohr, der Haut, dem Geruchs- und Geschmackssinn aufgenommenen Wahrnehmungen werden von den Gesichtseindrücken derart überwuchert, dass sie mehr unbewusst als bewusst zur Geltung kommen. Der Blinde aber benützt alle ihm verbliebenen Sinne so ausgiebig, als sie es zulassen. Seine Kenntnisse von der Aussenwelt sind nichts anderes als Früchte aufmerksamsten Hinlauschens, eines wunderbaren Zusammenspieles der verschiedenartigsten Funktionen der Haut und übrigen Sinnesnerven, eingehender Überlegung und angestrengtester

Gedächtnisarbeit. Wenn viele Blinde also eine physiologisch deutlich wahrnehmbare Verfeinerung der Restsinne aufweisen, so ist diese nicht angeboren, sondern erworben, erworben auf Grund der Tätigkeit ihrer Restsinne durch Aufmerksamkeit, Übung und Anpassung an die Welt der Sehenden. (Siehe auch F. von Gerhardt: Materialien zur Blindenpsychologie, Langensalza 1917, Wendt & Klauwell).

(Schluss folgt.)

Individuum und Gemeinschaft.[1])

Die klaren und feinsinnigen Untersuchungen des Leipziger Philosophen und Pädagogen Th. Litt zur Begründung der Geisteswissenschaften werden Fernerstehenden wohl am besten durch den Hinweis auf die Entstehung der modernen Auffassung des Naturgeschehens näher gerückt und verständlich gemacht: Die Lehre von der zielstrebigen Vernunftkraft der antiken Welt, die insbesondere durch Aristoteles der Auffassung des Naturgeschehens dienstbar gemacht worden war, und nicht minder die in der mittelalterlichen Impetuslehre zur Geltung gekommene, von Augustin begründete Lehre vom Willenswirken erwiesen sich als unzureichend, um die Gesetze der Planetenbewegung und die Fallgesetze, deren Erforschung die moderne mechanische Naturbetrachtung veranlasste, begreiflich zu machen. Und da es unmöglich erschien, in anderer Weise zu einem Verständnis der Eigenart der in den Naturgesetzen sich offenbarenden Kräfte zu gelangen, so führte dies zu einem Verzicht auf eine Erklärung und zur Beschränkung auf eine blosse Beschreibung der Naturerscheinungen. Als vorzügliches Hilfsmittel zu solcher Beschreibung stand die Mathematik zur Verfügung. Und dieses Hilfsmittel brachte es mit sich, alles, was in der Natur geschieht, (in der unbelebten Natur und auch, soweit es möglich ist, in der Welt der Organismen) auf Grössen zurückzuführen, die in ihrem räumlich-zeitlichen Dasein als Ausdehnung, Gestalt, Lage und Bewegung in die Erscheinung treten, und ausser diesen Grössen nichts weiter anzuerkennen.

Der den Raum erfüllenden Körperwelt stellt sich nun die Welt des Bewusstseins gegenüber, in der das Geistesleben zugleich mit dem subjektiv erfassten Naturgeschehen in die Erscheinung tritt. Aber auch die Bewusstseinserscheinungen können nicht aus den Kräften der Vernunft oder des Willens oder des ebenfalls als kraftbegabt betrachteten Gemütes abgeleitet werden, wenn auch das Wirken solcher Kräfte des Bewusstseins unbedenklich angenommen zu werden pflegt. So sieht man sich denn wiederum zu einem Verzicht auf eine Erklärung und zur Beschränkung auf eine blosse Beschreibung geführt. Die Beschreibung erweist sich jedoch hier als überaus schwierig.

---

[1]) Individuum und Gemeinschaft; Grundlegung der Kulturphilosophie von Theodor Litt. Zweite völlig neu bearbeitete Auflage. B. G. Teubner, Leipzig 1924, 266 S.